

Ereignisse

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **3 (1990)**

Heft 11

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die PTT-Filiale, dahinter das PTT-Museum an der Helvetiastrasse in Bern

FOTOS: ROLAND RELLIG

Modernes Museum in verstaubtem Quartier

Das Berner Kirchenfeldquartier hat ein Museum mehr. Andrea Roost hat für die PTT gebaut. Weitere Neubauten sind geplant – das verstaubte Quartier wird zur Museumsinsel.

Die Berner «Museumsinsel» hat zwei Gesichter: Das türmchenbewehrte Historische Museum im Norden und das voluminöse Kirchenfeldgymnasium im Süden sind die Stirnbauten. Die Landesbibliothek und zwei Museumsbauten bil-

den die sachlich wirkende Weichpartie zwischen den beiden Kolossen.

Das im Juni eröffnete Postmuseum des Architekten Andrea Roost ist erster Teil einer dreistufigen Verdichtung der «Museumsinsel». Nach einem Richtplan von Roost sollen andere Architekten in den nächsten Jahren auch Neubauten für Historisches und Naturhistorisches Museum erstellen. Die Aufträge sind vergeben, und mancher Architekt ärgert sich, dass für

solche Riesenprojekte keine Wettbewerbe ausgeschrieben worden sind.

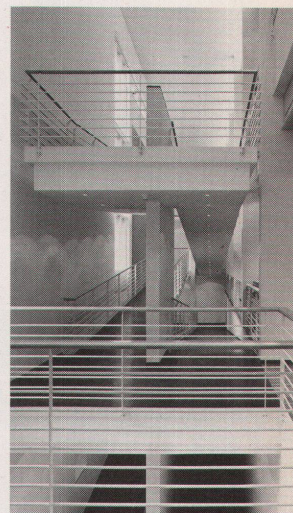
Roosts Museum ist die eine Säule eines geplanten «H»-Baus. Darum ist das Aussehen seines Baus in einigen Punkten noch nicht ganz verständlich. Für die Güteranlieferung reiss das Gebäude an der Rückfassade eine grosse Klappe auf, aber vorne öffnet es der Besucherin und dem Besucher bloss einen kleinen Mund. Für das gesamte «H» soll dereinst ein gemeinsamer Eingangstrakt dieses Defizit beseitigen.

In anderen Punkten stimmt der Bau aber: Eine grosse Fensterpartie erklärt das Museum zum öffentlichen Bau. Seine Proportionen sind exakt auf die Nebengebäude abgestimmt. Die Strenge und der bodenständige Kalk seiner Fassade finden Anschluss an die Sandsteinbauten des Nobelquartiers.

Ein zweistöckiger Lichthof durchzieht im Innern entlang der ganzen Nordfassade den Museumsbau. Besucher und Besucherin betreten die Ausstellung über eine Brücke und zirkulieren zwischen den Stockwerken auf frei in den Hof

gestellten Rampen. Diese sind so massiv geraten, dass sie Licht- und Raumerlebnis etwas einschränken.

In den grossen, mit viel Technik eingerichteten Ausstellungshallen tritt die

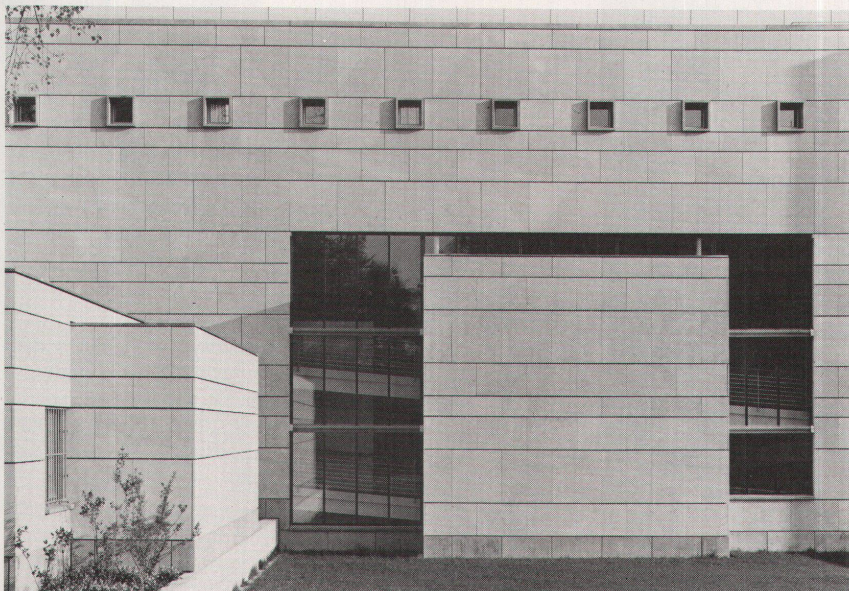


Der Lichthof im Museum

Architektur dann etwas zurück. Doch wer sie sucht, findet immer wieder einen sehr geschickt angelegten Durchblick auf die zwischen Bäumen versteckten Häuser des Quartiers. JÜRIG BURRI

Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag 10 bis 17 Uhr. Die ständige Ausstellung zur Geschichte von Post und Fernmeldewesen und die umfassende Briefmarkensammlung können besucht werden von Dienstag bis Sonntag 10 bis 17 Uhr.

Die Nordfassade mit den durchs Fenster sichtbaren Rampen



Jünglingserwachen

Mit diesem Heft endet der Comic «La-Chaux-de-Fonds grösster Sohn». «Hochparterre» bringt ihn nun als Buch heraus. Eine Ausstellung im Architektur Forum Zürich zeigt dazu die Hintergründe.

Mit dieser Ausgabe ist der «erste wissenschaftliche Comic der Kunstgeschichtsschreibung» abgeschlossen. Wir reiben uns erstaunt die Augen. Was, schon 21 Folgen? Als ich am 1. Mai 1988



bei schönstem Wetter und Bratwurst im Hof der Zürcher Kaserne zum erstenmal mit Sambal Oelek über den Corbu-Comic sprach, hatten wir mehr Hoffnungen als Sicherheiten. Wer gab «Hochparterre» überhaupt die Chance, 21 Ausgaben alt zu werden? Der Comic ist für mich als erstes der Beweis der Lebenskraft von «Hochparterre».

Das Buch

Aber selbstverständlich mehr. Wir waren angetreten, das Medium Comic für die Architekturgeschichte nutzbar zu machen. Jetzt lösen wir unser Programm ein. Im Klartext: Wir liefern das Buch. Seine Hauptkapitel sind die 21 Doppelseiten, wie sie im Heft seit Oktober 1988 erschienen sind. Dazu aber kommen:

- Das Vorwort von Adolf Max Vogt «Auftrieb und Antrieb des jungen Le Corbusier, aus dem Gegenlicht gezeichnet von Sambal Oelek». Als unzulässige Kürzestfassung daraus ein Zitat: «Worüber man nicht reden kann, darüber soll man zeichnen.»

- Ein Aufsatz von Benedikt Loderer mit dem Titel «Quelle, Milieu, Gemälde, Bilderrätsel», der Zeitstimmung, Fussnoten, akademische Malerei und Versteckspiel behandelt.

- Von Sambal Oelek ein «Rapport aus dem Gebirgsaal», seine Auseinandersetzung mit Le Corbusier, nachdem er nun über zwei Jahre so eng mit ihm zusammengelebt hat.

- Eine «Entschlüsselung» der zahlreichen Anspielungen, womit der Comic erst zum wissenschaftlichen wird.

- Ein Literaturverzeichnis zum Abschluss.

Das Ganze ist broschiert, farbig und «Hochparterre»-gross.

Wir freuen uns an unserer Junggesellenmaschine, doch einigen ist dieser Comic ein Ärgernis. Wen er künstlerisch nicht zu über-

zeugen vermag, dem wissen wir auch keinen Rat. Wenn er aber als ungehörig, weil nicht der Grösse Le Corbusiers angemessen, verdammt werden sollte, so fühlen wir uns wenigstens ernst genommen. Sollte sich die Le Corbusier-Orthodoxie indigniert abwenden, so bestätigt sie unsere wohlgenährten Vorurteile. Unser bedenklich populäres Niveau macht uns keine Sorgen. Davor schützt uns unsere seriöse Quellenforschung. Wir mussten unsern Le Corbusier gründlich studieren, bevor wir ihn in den Comic packen konnten. Allerdings sind wir der Ansicht, Architekturgeschichtsschreibung dürfe Spass machen. Beim Schreiben wie beim Lesen.

Wir bleiben dabei: der bedeutendste Architekt des 20. Jahrhunderts. Aber Le Corbusier war auch ein Mensch voller Widersprüche und persönlicher Probleme. Uns hat seine Herkunft und seine Erziehung interessiert, der Bildungsroman aus dem Jura. Die ersten 38 Prozent aus Le Corbusiers Leben haben wir mit respektloser Ehrfurcht beschrieben.

BENEDIKT LODERER

Am Dienstag, dem 20. November, findet im Architektur Forum Zürich, Neumarkt 15, um 18 Uhr die Eröffnung der Ausstellung «Jünglingserwachen» statt. Sie zeigt die Originalzeichnungen, die Entwürfe und die Quellen. Es spricht Prof. Dr. Adolf Max Vogt.

Selbstverständlich wird das Buch «Jünglingserwachen» auch für 25 Franken verkauft. Im Buchhandel oder direkt bei «Hochparterre». In der Mitte dieses Heftes befindet sich die Bestellkarte.

Konkurs

Zahlreiche neue Vergnügungsparks sind geplant, obwohl die bestehenden nicht richtig funktionieren wollen: Das «Paradies der Schlümpfe» in Lothringen ist gar in Konkurs gegangen.

Trumpf sind thematisch aufgebaute Vergnügungsparks (wie der Asterixpark, über den «HP» in Nr. 8/9/90 ausführlich berichtete). Nicht immer ziehen aber die Parks so gut wie die Leitfigur: Der Park «Bing Bang Schtroumpf» (französisch für die Schlümpfe) bei Ha-

Auf einer Juraweide, mit Blick auf die Alpen, sitzt Sambal Oelek an der Staffelei und zeichnet «Jünglingserwachen».

Polemik um Büchertürme

So gewaltig das Vorhaben, so heftig auch die Polemiken: die von Frankreichs Präsident François Mitterrand als letztes seiner «grossen Werke» geplante «grosse Bibliothek» in Paris.

Vor allem zwei Themen beherrschen die Diskussion um das Projekt von Dominique Perrault für die Bibliothèque de France («HP» berichtete über den Wettbewerb in Nr. 1/2/1990). Das eine ist eher ästhetischer Natur: Werden die vier geplanten Türme nun transparent oder nicht? Im Modell sind sie es tatsächlich; nach Aussagen von Emile Biasini, Mitterrands zuständigem Mitarbeiter, «war nie die Rede davon, dass das Gebäude transparent wird». Glas ja, aber trotzdem nicht durchsichtig: Die von Perrault nach der Überarbeitung vorgesehene Fassade soll zwar aus zweischichtigem, allenfalls leicht getöntem Glas sein. Unmittelbar dahinter sind aber Storen aus Holz vorgesehen, die je nach Lichteinfall geöffnet, schräg gestellt oder geschlossen werden können. Sie enthalten zudem eine Isolation zum Schutz der Bücher.

Damit ist die zweite umstrittene Frage angeschnitten: Ist es überhaupt sinnvoll, Bücher überirdisch zu la-

gern? Die Verantwortlichen für die Bibliothèque de France sagen ja: Perraults Projekt sieht zuunterst Lesesäle für verschiedene Benutzerkategorien, darüber Büros und in den oberen Geschossen die Lager für die 15 bis 20 Millionen Publikationen vor. Genau für das Gegenteil hat sich Colin St. John Wilson, Architekt der British Library in London, entschieden, die 1993 eröffnet werden soll. (Zum Vergleich: In London begann die Planung 1962, Baubeginn war 1982, die Eröffnung ist für 1993 geplant. In Paris begannen die Vorarbeiten 1988, Baubeginn soll Ende 1991 und Eröffnung 1995 sein.) In London werden die Bücher «gelagert wie der Wein: kein Tageslicht, konstante Temperatur und minimale Feuchtigkeit dank Klimaaanlage», wie der Architekt der französischen Tageszeitung «Libération» erklärte. Von der öffentlichen Polemik ist aber auch sein Projekt nicht verschont worden: «Die Leute werden das alte gotische St.-Pancras-Hotel für die neue Bibliothek und diese für einen neuen Bahnhof halten», befand Britanniens prominentester Städteplaner und Architekturkritiker – Seine Königliche Hoheit Prinz Charles.

HP ■

gondange in Lothringen ist mangels Besuchern am Ende: Statt der erwarteten 1,8 Millionen Fans kamen 1989 nur 800 000, nach einer ersten «Gesundschlumpfung» waren es dieses Jahr hochgerechnet noch weniger. Und in andern Parks sieht es in Frankreich auch nicht viel besser aus: Das «Märchenland» Mirapolis bei Paris gammelt vor sich hin, über «Asterix» gibt es noch zu wenig aussagekräftige Zahlen. Als erfolgreicher werden dagegen der «Europapark» und das «Fantasieland» in der BRD und der «Walibi»-Park in

Belgien präsentiert. Ihnen allen droht jedoch die Konkurrenz des Urvaters der Figurenparkidee: Ausserhalb von Paris entsteht «Eurodisneyland», das als Unterhaltungspark der Superlative mit über 10 Millionen Besuchern pro Jahr rechnet und als Einzugsgebiet ganz Europa ansprechen will. Während bei den europäischen Imitationen stets auch amerikanisches Know-how beigezogen wurde, machen hier die Amerikaner alles selber, auch die Kasse. Eigentlich nichts als konsequent für die amerikanisierte Freizeitindustrie! HP ■

FINGERZEIG

Die heimlichen Museen

Ein lange Jahre tätiger Archivbeamter erzählte mir kürzlich, es kämen zunehmend mehr Leute ins Archiv, um etwas über ihre eigene Geschichte, über die Geschichte ihrer Familie, ihrer Stadt zu erfahren. Er beginne sich allmählich Sorgen zu machen über dieses offensichtliche Bedürfnis nach Vergewisserung der eigenen Herkunft, er vermute, den Leuten fehle etwas, das sie unruhig werden lasse und ins Archiv treibe auf der Suche nach – ja wonach? Versprechen die in den Archiven aufgehobenen geschichtlichen Daten mehr lebendige Wirklichkeit, als sie die Gegenwart zu bieten vermögen?

Warum bin ich bestürzt und fassungslos beim Anblick eines über alle Massen geliebten Hauses, das plötzlich totrenoviert dasteht? Die Rede ist vom Haus für alleinstehende Frauen von Artaria und Schmidt in Basel aus dem Jahr 1929 («HP» 8/9/1990). Gestern noch stand es da in der ganzen Frische seiner 60 Jahre, und heute – tot.

Lächerlich, diese Sentimentalität, werden Sie einwenden. Häuser sind keine guten Freunde, deren Verlust wir beklagen. Häuser sind zusammen mit dem Boden, auf dem sie stehen, das Herzstück jener Wirtschaftsordnung, der wir unsern Wohlstand verdanken. Denkmalschutz ist ein Luxus, den wir uns leisten können, solange es uns immer besser geht. Und es muss uns immer besser gehen, sonst ginge es uns nicht gut.

Ein erfahrener Museumsmann erklärte kürzlich, eine Gesellschaft halte sich nicht Museen, um darin die ihr bedeutsam erscheinenden Gegenstände für kommende Generationen aufzubewahren, sondern im Gegenteil – um sie getrost vergessen zu können.

Ein Traumbild: Die Stadt, ein imaginäres Museum, das seine Schätze darbietet, darunter alte Häuser, im Prozess der historischen Selektion geadelt, und neue Häuser, in Wettbewerben von vielen klugen Leuten als die schönsten und die besten auserkoren, alle aufs feinste herausgeputzt, die einen mit wissenschaftlicher Akribie restauriert, die andern selbstgefällig ewige Jugend verheissend. Dahinter, im Depot gewissermassen, in immer geringerer Zahl jene Häuser, die vergessen blieben, die im Schatten einer durchgesponserten Kulturhektik und einer gnadenlosen Investitionswut ein unspektakuläres Dasein fristen. Hier allein finden sich noch die Spuren des Gebrauchs nachgezeichnet, die Geschichte als lebendigen Prozess erfahrbar machen.

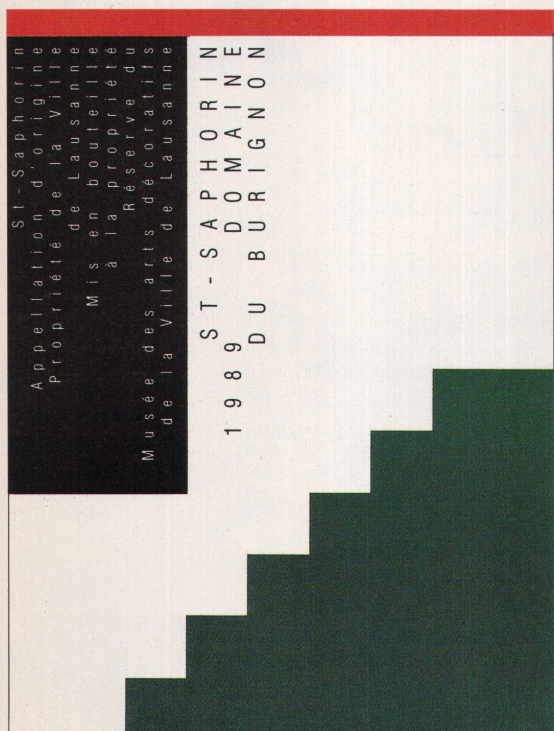
Architekturgeschichtliche Inventare zielen auf flächendeckende Erfassung von Namen und Daten in der wohlgemeinten Absicht, Wissen zu sichern und verfügbar zu machen. Mit Lehrpfaden wird versucht, bei einer weiteren Öffentlichkeit Verständnis für die historische Baukultur zu wecken. Dabei geraten die Denkmalschützer zwangsläufig in einen ähnlichen Konflikt wie jene Ethnologen, die mit der «Entdeckung» einer fremden Kultur auch sogleich Hand zu deren Zerstörung bieten.

Und zum Schluss ein Lob auf die unerklärten, die heimlichen Museen, die Brockenhäuser, in denen sich die Moden von gestern ablagern und wo das Stöbern im Abfall unseres Überflusses zur abenteuerlichen Entdeckungsreise geraten kann.

DOROTHEE HUBER

DOROTHEE HUBER, Kunsthistorikerin am Basler Architekturmuseum, arbeitet über neuere Architekturgeschichte.

Die Visitenkarte des Weins



Hors concours für die Ausstellung entstanden (Werner Jeker)

Zeitgemässe, grafisch interessante Weinetiketten, neue Weinflaschen und Verpackungen sind das Thema der Ausstellung «les habits du vin» im Musée des Arts décoratifs in Lausanne. Gleichzeitig sind auch die Resultate eines gleichlautenden Wettbewerbs zu sehen.

Kleider machen Leute – aber ob Etiketten Weine machen? Jedenfalls braucht es sie, geben sie doch Aus-

kunft über alles mögliche, wie Qualität, Herkunft, Jahrgang, Alkoholgehalt und anderes mehr. Gekauft wird der Wein allerdings nicht nur aufgrund der nackten Informationen auf der Etikette, sondern aufgrund persönlicher profunder Weinkenntnisse. Vielleicht ist das Bildchen auch altbekannt, oder es gefällt einfach?

Traditionelle Etiketten zeigen Weinbauerdörfer, Tiere und Pflanzen. Auch heraldische Motive oder rein typographische Lösungen sind beliebt. Viele von ihnen haben hohe grafische Qualität. Alte, gute gegen neue auszuwechseln, ist nicht die Absicht der Ausstellung. Vielmehr will das Musée des Arts décoratifs in Lausanne neue Tendenzen aufspüren in einem Gebiet, das von traditionellen Motiven bestimmt ist, und zeigen, wie Grafik und Kunst darin den Platz behaupten können, den sie sich da und dort schon heute erobert haben.

Die Ausstellung sieht aus wie eine elegante Enothek: Ein grosses Flaschengestell, Vitrinen für Weinflaschen aus Spezialeditionen, drei davon für 45 Flaschen Mouton Rothschild – ein Weinhaus, welches sich jedes Jahr seine Flaschenbil-

der eigens von einem renommierten Künstler gestalten lässt.

Dann, in Bilderrahmen fein säuberlich zusammengestellt, vor allem Etiketten. Die 1600 ausgestellten Etiketten stammen aus der Schweiz, Italien, Frankreich, Deutschland, Amerika, Japan, Österreich und Australien. Zur Hauptsache zeigt die Ausstellung moderne Etiketten, hergestellt für den Wein im normalen Verkauf, aber auch für Spezialeditionen. Wenn es zutrifft, dass sich mit Gestaltung auch Wertschätzung ausdrücken lässt, sind gut gestaltete Etiketten auch gute Visitenkarten. Gleichzeitig sind sie Massstab der grafischen Kunst der Gegenwart. Ins Auge gestochen sind mir die Italiener mit ihrer eleganten zurückhaltenden Typographie. Die Österreicher greifen auf bekannte Künstler wie

Klimt und Schiele zurück. Konventionell, aber durchaus ansprechend sind auch ihre Etiketten mit Zapfenziehersujets. Die Schweizer bringen zwar schöne Bildchen und feine Aquarelle, zeichnen sich jedoch nicht gerade durch Ideenreichtum aus. Gut gefiel mir hingegen eine Spezialedition der Amerikaner: Da hat ein Weinproduzent aus dem Nappa Valley zwölf Künstler beauftragt, Etiketten zum Thema «Akropolis» zu schaffen.

Herausgekommen sind Bilder, die von den Farben und dem Volumen der Steine erzählen. Die Weininformationen befinden sich auf der Rückseite der Flaschen. Zu diesem Kniff greifen immer mehr Weinproduzenten: Die Etikette wird zum reinen Bild, ist nur noch Visitenkarte.

Separat ausgestellt sind die Resultate des nationalen

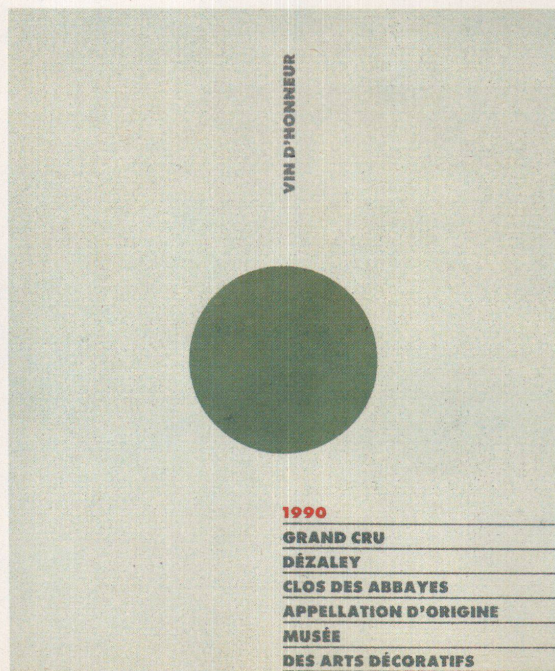
Rangliste

Etiketten: 1. Rang: KZ DESIGN, Nicolas Koenig, Jacques Zanolli, Lausanne (Fr. 3000.-); **2.:** Anna-Frédérique Wicht, Lausanne (Fr. 2000.-); **3.:** Pascal Knöpfel, Renens (Fr. 2000.-).
Verpackung: 1. Rang: «Onda», Sergio Bianchi, Muralto (Fr. 3500.-); **2.:** «Triangle III», Nicolas Cortoccezzis, Vevey (Fr.

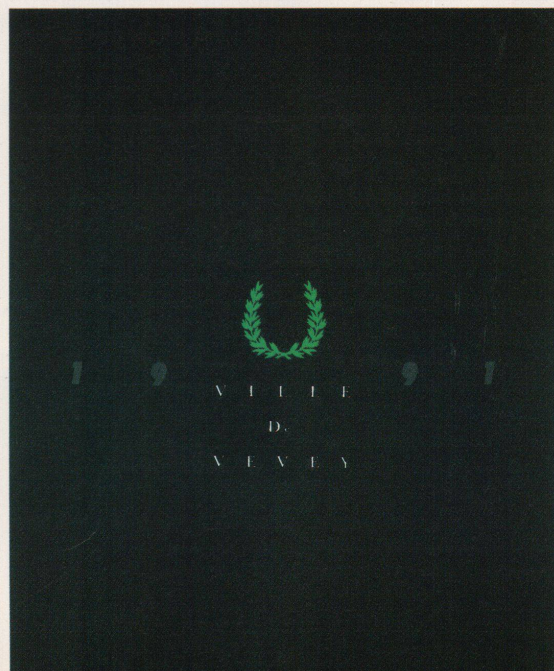
1000.-); **3.:** «Monday», Eric Dill, Vevey.

Geschenckverpackung: 1. Rang: «K», Pascal Knöpfel (Fr. 3500.-); **3. ex aequo:** «Quadrat I», Richard Zacharia, D-Oldendorf, «Campanile», Andrée Heuff, Lausanne (je Fr. 500.-).

Flaschenformen: 1. Rang: «Chateau X», Nicolas Koenig, Jacques Zanolli, Lausanne (Fr. 5000.-).



Der Weisse und der Rote: die Sieger (rechts der Sieger, links der 3. Preis)



Wettbewerbs, an dem sich rund 300 Gestalter und Gestalterinnen beteiligten. Er umfasste die Kategorien: «Die Gestaltung einer Etikette», «Verpackungsdesign», «Dekorationsverpackung», «Flaschenform» und, speziell für die Schulkinder der Weinbauernhöfe: «Der Traubensaft meiner Gemeinde». Das vorgegebene Etikettenmass von 12 mal 9 cm als einschränkende Rahmenbedingung ist für einen solchen Wettbewerb allerdings nicht einleuchtend. Bei den neuen Entwürfen für Flaschen bleibt die Frage, ob es sinnvoll ist, zur bestehenden Vielfalt der Formen weitere hinzuzufügen. Das erschwert die Wiederverwertung per Flaschenwaschen zu einem Zeitpunkt, wo sich Grossverteiler überlegen, auch Siebendenzifflaschen zu eben diesem Zweck einzusammeln. Das funktioniert allerdings nur bei klaren Normen.

Der Wettbewerb und die Ausstellung behandeln das Erscheinungsbild des Weins. Um herauszufinden, ob Bouquet und Etikettenbild zusammenspielen und ein Ganzes ergeben, müssten auch Nase und Gaumen einbezogen werden. Diesem Anspruch kann die Ausstellung natürlich nicht Rechnung tragen. Dafür hat sich die Ausstellungsmacherin Rosmarie Lippuner etwas einfallen lassen und bei den Gestaltern Werner Jeker und Etienne Delessert Etiketten für einen St-Saphorin Domaine de Burignon 1989 bestellt. Er ist an der Museumskasse zu kaufen. Ob das Zusammenspiel von innen und aussen funktioniert, lässt sich so zu Hause nachprüfen. Zur Ausstellung gibt es einen Katalog mit 160 zum Teil farbigen Abbildungen (französisch mit deutscher und englischer Zusammenfassung) zum Preis von 27 Franken. Die Ausstellung dauert bis zum 18. November 1990.

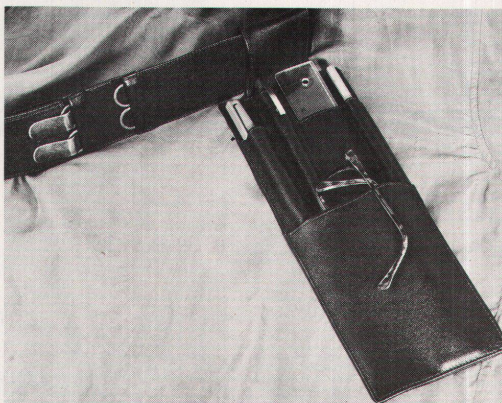
URSULA HOMBERGER



FOTOS: ALEXANDRA PFISTER

Robin Hood auf dem Velo

Mit Männermode für den Sommer 1991 beschäftigte sich die Modeklasse der Zürcher Schule für Gestaltung. Dabei ist auch ein Kleid für einen Designer entstanden.



Gestalter-Outfit für den Stadtag Allzeit griffbereit: das Werkzeug des Entwerfers

Robin Hood, Rächer der Enterbten, Witwen und Waisen aus dem 13. Jahrhundert, begegnet uns im nächsten Sommer möglicherweise in der Stadt hoch

zu Rad. Seine Pfeilbogen hat er ausgetauscht gegen Bleistift, Gummi und Massstab: Er arbeitet heute als Gestalter.

Fünf Absolventinnen der Weiterbildungsklasse für Mode haben letztes Semester Männerkleider für den Sommer 1991 entworfen. Davon mussten mindestens drei tragbare Kleidungsstücke mit entsprechenden Accessoires realisiert werden. Weil die Männermode im allgemeinen als konservativ und phantasielos gilt, hatten die Schülerinnen die Aufgabe, neue Männerbilder zu schaffen. Zu diesem Zweck wählte jede von ihnen einen bestimmten Mann aus und entwarf für ihn ein City-Outfit.

Alexandra Pfister entschied sich für Robin Hood, in ihrer Vorstellung ein rothaariger Mann. Den Helden fand sie «live» in einem jungen Gestalter und Velofahrer. Für ihn entwarf sie, an traditionelle Formen des

13. Jahrhunderts anknüpfend, eine velogerechte Alltagsbekleidung aus hochwertigen Naturfasern. Die Kleidungsstücke können einzeln oder übereinandergeschichtet getragen werden. Flaschengrüne, lange Trikotosen stecken in einer kurzen, hellblauen Leinenhose. Dunkelrote Ärmel einer Seidenbluse schauen unter dem weiten Überrock aus sattblauem grobem Leinenstoff hervor. Charakteristisch ist die capeähnliche Ärmel-Rücken-Partie. Anstelle von Knöpfen schliessen Klappverschlüsse aus Metall die lose Jacke. Die Seidenbluse mit der angeschnittenen Kapuze wird am Hals mit einer Art Holzpfel zusammengehalten. Neben dem Werkzeuggurt, einem Köcher für Schreib- und Zeichenutensilien aus Leder gehören auch Schuhe zum Outfit: Als Schnabelschuhe ausgebildete, mit Leder überzogene Espadrilles. HP ■



FOTOS: HANS-PETER JUST

Betr. Alois Rasser, «das Da»

Alois Rassers Wunschtraum: die Galerie-Werkstatt in Zug

«Das Da» nennt sich eine neue Galerie, die der Innenarchitekt und Designer Alois Rasser in der Zuger Altstadt eröffnet hat.

Es handelt sich bei Rassers Galerie um einen kleinen Ladenraum im Erdgeschoss des Meisenhauses. Die Wände zur Strasse hin sind durchfenstert, die Rückwand ist weiss getüncht, der Boden mit mattroten Tonplatten belegt.

«Das Da» möchte auf alles zeigen und gibt keinen Hinweis auf nichts. Als «Werk-Atelier und Galerie für Gebrauchskunst» bezeichnet Rasser sein Projekt. Dahinter verbergen sich zwei Ideen: Hinter dem «Werk-Atelier» steht der Gesamtkunstwerkgedanke: Raumgestaltungen, die sich nicht nur auf das Visuelle beschrän-

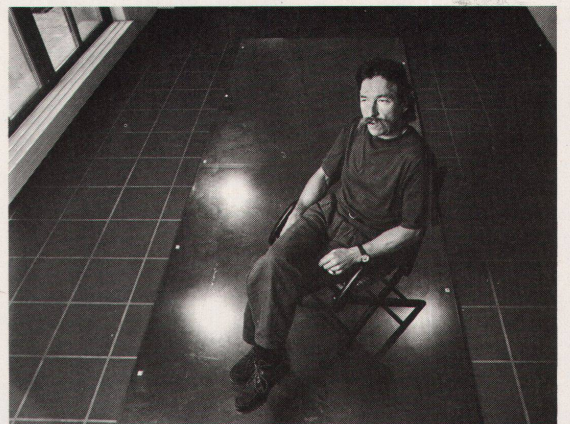
ken. Alles soll zur Geltung kommen, Töne, Geschmäcker, Formen, Farben und Schwingungen.

Während das Konzept Werk-Atelier vorläufig erst als Idee existiert, funktioniert die «Galerie für Gebrauchskunst» bereits. Hier geht es um wirkliche Gebrauchskunst, Möbel etwa. In der ersten Ausstellung «Elf Stühle» (bis Ende September) zeigt Alois Rasser, wie es gemeint ist. Aus einem einheitlichen, vorgegebenen Holzrahmen gestalteten Künstler und Künstlerinnen verschiedenster Medien ihren Stuhl. Es entstand eine spannungsreiche Aufstellung, vergleichbar, da es immer der gleiche Rahmen war, wirkungsvoll in den Kontrasten der unterschiedlichen Entwürfe.

Am 1. Oktober beginnt die Ausstellung «Regale» (bis 30. Oktober), darauf folgt der schweizerische Beitrag zur Schmuckkunst-Biennale (bis 25. November), ab 27. November «Leuchten», die laut Rasser dann auch den Gesamtkunstaspekt berücksichtigen soll. Seinen Le-

bensunterhalt bestreitet Alois Rasser durch sein Innenarchitekturbüro, «das Da» ist des Gestalters Wunschtraum, ein Forum zu sein, auf dem sich multimediale Kunst konkretisiert. Der erste Ansatz mit den «Elf Stühlen» lässt hoffen.

MELANIE MERTENS



Frauengerechte Stadtplanung

Dass beispielsweise Unterführungen nachts nicht nur unangenehm, sondern für Frauen geradezu Tabuzonen in einer Stadt sein können, ist nicht mehr unbekannt. Welche anderen städtebaulichen Situationen erfahren Frauen als hinderlich oder bedrohlich? Das möchte die Frauenlobby Städtebau, eine Gruppe von neun Architektinnen in Zürich, herausfinden, um Grundlagen für eine

frauenfreundliche Planung zu erarbeiten. Zur Datenbeschaffung hat die Frauenlobby einen eigenen Weg gewählt: In Zusammenarbeit mit mehreren Zürcher Gemeinschaftszentren veranstaltet sie Abende, an denen interessierte Frauen über die Situation in ihrem Quartier berichten und Planungskriterien diskutieren können. Das Projekt wird vom Hochbauamt finanziell unterstützt. HP ■

Das nächste Treffen mit der Frauenlobby Städtebau findet am 29. November um 20 Uhr im Gemeinschaftszentrum Wittikon, Wittikonstr. 405 in Zürich statt.

Starkstrom gegen RPG?

Die Autonomie der Kantone und Gemeinden in Planungsfragen wird zurzeit stark in den Vordergrund gestellt. Nur dort, wo es für Bundesbetriebe wie die PTT heikel werden könnte, sollen die Rechte der Direktbetroffenen beschnitten werden. Gegen diese Inkonsequenz wehrt sich der Schweizerische Heimatschutz (SHS). Anlass: der vom Bundesamt für Verkehr zusammen mit den

PTT ausgearbeitete Vernehmlassungsentwurf für eine bundesrätliche Verordnung über Starkstromanlagen. Diese will Hochspannungsleitungen (um die es im wesentlichen geht) dem Baubewilligungsverfahren von Gemeinden und Kantonen entziehen. Eine solche Regelung würde nach Auffassung des SHS dem Raumplanungsgesetz widersprechen. Die geltende Gesetzgebung regelt die Kompetenzen nicht. In der Praxis erlässt das eidgenössische Starkstrominspekto-

rat (das dem privaten Schweizerischen Elektrotechnischen Verein SEV untersteht) Verfügungen, gegen die Gemeinden und Kantone lediglich Beschwerde erheben können.

HP ■

Von der Zeit, die Money ist

Vor sieben Jahren lanciert, um den Untergang der schweizerischen Uhrenindustrie fünf nach zwölf doch noch zu verhindern – und heute gefeiert und gesammelt als Kultgegenstand der achtziger Jahre: Die Swatch muss mehr sein als nur eine billige Uhr, mehr auch als ein Stück Plastik.

«Ein Modeartikel, saisonabhängigen Trends unterworfen, überwindet die kurzfristige Oberflächlichkeit und wird zum Kultgegenstand, verwurzelt in der neuen Kultur des Konsums. Das ist es, was die Swatch zwar in die Logik der schnellebigen Mode einbindet, gleichzeitig aber davon abhebt: Das Modeaccessoire verbraucht sich rasch und wird weggeworfen. Die Swatch jedoch wird gesammelt.» Diese Beurteilung stammt aus dem Buch «I boom», das die Knüller der achtziger Jahre ebenso spannend wie scharfsinnig analysiert, einem Buch, das nicht von ungefähr aus Italien stammt. Wohl kein anderes Land seismographiert Trends so früh und so zuverlässig. Wo sonst wird das Wirtschaftswachstum derart pfiffig und selbstsicher zur Schau getragen? Und in

welchem Land hat sich die Swatch so schnell durchgesetzt wie in Italien?

Stichwort Seismograph: Das zitierte Buch ist herausgekommen, bevor Mitte September das erste internationale Treffen der Swatch-Sammler stattgefunden hat – in Milano, wo denn sonst (dazu auch der Beitrag «Noch swatcher, noch designer» auf Seite 12). Anlass: eine Auktion in den Mailänder «Superstudios», in denen die Trends ertüfelt werden. Dort stampften sich Swatch-Freaks an jenem Mittwochabend die Füsse wund. Und die Spitzenleute von Swatch, was wenigstens wirtschaftlich noch mit Swiss etwas zu tun hat, waren ganz perplex: Für einmal war nicht das futuristische Swatch-Auto gefragt. Was interessierte: Wieviel würden Sie für die laszive «Velvet Underground», 1985 in 500 Exemplaren für den US-Markt produziert, denn bieten? Das haben, ganz offensichtlich, die Herren von Sotheby's, dem renommierten Londoner Auktionshaus, auch nicht gewusst. Viel zu tief waren ihre Katalogpreise angesetzt, noch unter dem, was die Swatch AG schon tiefge-

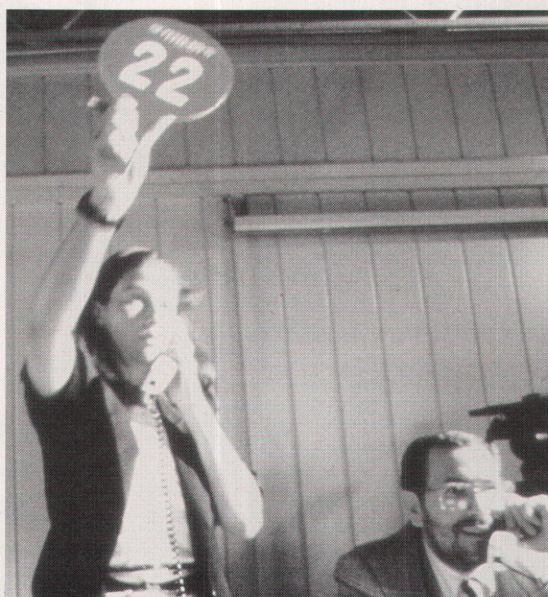


FOTO: STEFANO CIGANTI

Schon wieder eine Lire-Million: Stimmung im Auktionsaal

stapelt hatte. Kunststück – war es doch das erste Mal, dass Sotheby's, erfahren im Umgang mit den ewigen Werten der abendländischen Kultur, sich in die Niederungen des Modegags herabliess.

Als zum erstenmal das Hämmerchen des Auktionators die Lire-Millionengrenze markierte, das tönte wie ein Ritterschlag: Die als billiges Massenprodukt konzipierte Swatch war definitiv in den Adelsstand

der Konsumgesellschaft erhoben. Nur ein Stück Plastik zwar, aber eben Plastik von der Sorte, aus der die Träume sind.

Auch die Träume der Sammlerinnen und Sammler. Die der Freaks, die von Anfang an dabei sind, seit ein paar Jahren also schon. Die erste Swatch kam schliesslich schon vor einer Ewigkeit, 1983, auf den Markt. Und jetzt, sieben Jahre später, bei Sotheby's unter dem Hammer: Wenn

da nicht der Zeitgeist tickt! Die Freaks also, welche Autobahnkiosks, Juwelierläden in Nebenstrassen und vorarlbergische Kleinstädte detektivisch abklopfen nach einer verstaubten Limelight oder einer Gray Memphis in der verkratzten Originalpackung. Oder jene Sammler, die ich eigentlich «Raffer» nennen müsste, kaufen sie doch Jahr für Jahr zwei ganze Kollektionen, im Abonnement und ohne besondere Eigenleistung. Und dann die «Haber», denen der Preis schlicht keine Rolle spielt, weil sie es eben haben. Und sich mit möglichen Kapitalanlagen eindecken.

Eines der exklusiven Modelle, das es in Mailand auf 20 Millionen Lire (über 20000 Franken) brachte, heisst «Blow your time away» – zu deutsch: «Blas sie fort, deine Zeit.» Doch was ist sie schon, die zerschwatchte Zeit der Sammler gegen die Zeit der Auktionsgänger. Die ist nicht Time, sondern Money, genug zum Blow-away, zum Wegwerfen. PETER STÖCKLING

Das Buch: Linda Gobbi, Francesco Morace, Roberto Bognara, Fabrizio Valente: «I boom. Prodotti e società degli anni '80». Lupetti, Milano 1990. Neben Swatch werden behandelt: Timberland-Schuhe, Perugia-Pralinés, Alessis Krüge, Emporio Armani, der Fiat Uno, Benetton, Apple-Macintosh und die Tageszeitung «Repubblica».

Raumschaffend. Weil Robot. Von Mario Botta und Alias.

wohnbedarf

wb projekt ag

Raumkompositionen

Zürich
Talstr. 11–15, Tel. 01-211 59 30
Baden
Bahnhofstr. 20, Tel. 056-2118 88

